

Das Sonntagsblatt.

Nro. 112.

Sonntag den 19. Februar 1809.

Beantwortung eines Ausfalls gegen das Sonntagsblatt.

Ein edler Feind, sagt ein Spanisches Sprichwort, hilft uns mehr, als ein schlechter Freund. Wenn dieß schon im Leben sich als wahr bestätigt, so gilt es noch mehr in der literarischen Welt, wo Hiebe nicht verwunden, und nur durch Widerstand und Streit die Wahrheit erlangen, und die Energie des Geistes aufrecht erhalten werden kann. In diesem Sinne wird sich jeder verständige Autor einen scharfen, aber gerechten Kritiker wünschen; und selbst der bittere Tadler, so lange er Gründe angiebt, verdient unsern Dank. Auch das Sonntagsblatt sah mit Verlangen einer gründlichen, wenn auch nicht günstigen Beurtheilung entgegen; denn jede Zeitschrift, die mehr oder weniger polemisch ist, muß auf Gegner rechnen, die nicht um die Sache, sondern für ihre Person streiten. Sey es aber Zufall oder Gehässigkeit gegen ein Journal, das noch keinem Gözen des Tages gehuldigt hat, allein,

bis jetzt, wir können es mit Ueberzeugung sagen, ist, anßer in den Annalen der Oesterreichischen Literatur, noch kein triftiges Wort, geschweige, ein Urtheil über unser Blatt ausgesprochen worden. Darum hat es uns aber nicht an Auszeichnung und Ehrenbezeugungen gefehlt, man hat nämlich das Sonntagsblatt, noch ehe es erschienen war, förmlich verurtheilt, und es sogar nachher eine Scharteke gescholten, wofür wir hiermit verbindlichen Dank sagen, denn der Tadel des Unverständigen ist schmeichelhafter als das Lob des Weisen. Da aber in jetziger Zeit ein gültiger Ausspruch vom Richterstuhl der Kritik herab kaum mehr zu erwarten ist, und dagegen eine Menge Kläffer und Mondsüchtige sich ein Gewerbe daraus machen, die honetten Leute zu verlästern und mit Roth zu besprigen, indem sie dieß für die wahre Kritik ausgeben; so sehen wir uns genöthigt, einige der muthwilligsten dieser Schreyer anzuhalten, und öffentlich zur Schau auszustellen. Jeder Mensch und also auch jeder Autor ist sich selbst schuldig, jede Anschuldigung wider seinen Charakter zu widerlegen und zu rügen, denn das Schlechte findet leichter Eingang zu den Ohren der Menge, und ein noch so erbärmlicher Sudler findet immer noch jemand unter sich, der seinen Unsinn als Drafel-

sprüche verehrt, und mit Eifer verkündigen und ausbreiten hilft.

Aus diesen Gründen finden wir uns bewogen, eine das Sonntagsblatt betreffende Stelle aus der Uebersicht der Literatur in Oesterreich zu Anfang des Jahres 1809 in der Allgemeinen Zeitung Nro. 33. u. folg. herauszuheben, und näher zu beleuchten.

„Das Sonntagsblatt,“ sagt dieser übersichtliche Kritiker, „ist eine Geißel für unsere jungen, auf Abwege gerathenen Dichter. Es zeichnete sich im Anfang durch verschiedene, treffende Aufsätze aus, jetzt verliert es durch einen gehässigen Ton, und durch Personalitäten, so wie durch manche schaaale Aufsätze sein Interesse. Die Zahl seiner Pränumeranten soll sich nicht viel über hundert belaufen.“

Da der anonyme Rezensent doch vermuthlich mit diesen Worten etwas wird haben sagen wollen, so werden wir die einzelnen Punkte durchgehen, das Unwahre darin berichtigen, das Dunkle aufklären, und da wo eigentlich Nichts gesagt ist, den Grund davon aus der Eigenthümlichkeit des Verfassers abzuleiten versuchen.

Der Verfasser debütirt gleich mit einer

Unwahrheit. Das Sonntagsblatt ist überhaupt keine Geißel, und noch weniger beschäftigt es sich ausschließlich mit den auf Abwege gerathenen einheimischen Dichterlingen. Dagegen haben wir es uns zur Pflicht gemacht, den Unsinn und Aberwitz der neueren ästhetischen Schule in seiner Blöße und Lächerlichkeit darzustellen, und über einige gänzlich geistesarme und geschmacklose Scribenten und Reimschmiede, sie mochten seyn wo sie wollten, nach vorgegangenem Urtheil und Recht, den Stab zu brechen. Nie haben wir unterlassen, das Gute zu preisen, und selbst das Mittelmäßige wurde wegen einzelner Verdienste gelobt; sind wir aber bisweilen bitter geworden, und haben uns der Ironie und des Spottes bedient, so sind wir dazu entweder durch aufgeblasenen, absprechenden Dünkel berechtigt, oder durch muthwillige Angriffe zu diesen leichten Scharmügeln herausgefordert worden.

Der Rezensent versichert ferner sehr herablassend, im Anfange habe unser Blatt sich durch verschiedene, treffende Aufsätze ausgezeichnet. Es ist sehr Schade, daß es ihm nicht gefallen hat, diese zu bezeichnen, weil man sonst sehe, was er unter treffenden Aufsätzen verstünde, und ob sein Urtheil darüber selbst treffend sey. Der Verfasser scheint

gar nicht zu wissen, daß ein Urtheil, es sey zum Lob oder Tadel, seinen Gegenstand scharf bezeichnen, und Gründe für sich angeben muß, wenn es nicht mit Recht für ein eitles, leeres Geschwäß erklärt werden soll. Doch vielleicht gewinnt unser Rezensent noch dabey, wenn er Nichts sagt. Gleich darauf will er jedoch seinen kritischen Zahn zeigen, und wirft uns schaaale Aufsätze und Personalitäten vor. Wir gestehen, daß der Ausdruck schaal in dem Munde gewisser Leute uns lächerlich vorkommt. Zwar mag das Sonntagsblatt, so wie jede andere Wochenschrift, manches enthalten, was dem witzigen Kopf leicht vorkommt, aber für einen solchen Kritiker, wie den unsrigen, gibt es gar nichts Schaaales, und der matteste Spas ist noch immer für ihn ein beneidenswürdiger, nie zu erreichender Gegenstand. Die beleidigende Anschuldigung, daß wir uns Personalitäten erlaubt hätten, verdient Verachtung, so lange sie nicht durch hinreichende Belege erwiesen werden kann. Diese aufzustellen, fordern wir hiermit den anonymen Verfasser auf. Es ist mit Recht untersagt, in das Gebiet der Polemik sowohl die eigene Persönlichkeit hinüber zu tragen, als die eines Andern anzugreifen, das heißt: man darf weder durch Haß noch durch Liebe sein

Urtheil verdrehen lassen, und zwentens nie den Charakter und die bürgerliche Ehre eines Autors verunglimpsen, da beyde mit der Literatur nichts zu thun haben. Von diesen beyden Gattungen der Personalität haben wir uns bisher rein gehalten, und wer dieß läugnet, der stehe auf, und beweiße. Es ist aber keine Personalität, wenn wir die wirklichen Blößen und Gebrechen eines Gegners zeigen, der uns schmähet, ohne Gründe anzuführen, denn hier treten die Rechte der Selbstvertheidigung ein, und schlagen den Mantel der Liebe zurück, den unsre neuesten Dichterlinge so nöthig haben. Oder, ist etwa eine Persönlichkeit dabey im Spiel, wenn wir die Herren Treitschke und August Kuhn schlechte Scribenten genannt haben, da ihre eigenen, großen und kleinen Geistesfinder sich wider sie empören und ihre literarische Wichtigkeit vor aller Welt bezeugen. Sonderbar und ungereimt ist es, daß der Verfasser diese Beschuldigungen auf den neuen Jahrgang einzuschränken scheint, von dem damals, als er dieß schrieb, höchstens drey bis vier Nummern erschienen waren, worin auch nicht der Schein einer Persönlichkeit, wohl aber Billigkeit und Schonung selbst des minderen Talents sich unverkennbar zeigen. Doch dieß erklärt sich am besten durch die gutmüthige

obgleich zum Glück nicht wahre Bemerkung, daß die Zahl der Pränumeranten für das Sonntagsblatt sich nicht viel über hundert belaufe. Was hat die Zahl der Pränumeranten mit dem Werth einer Wochenschrift zu thun? Ja, könnte man nicht sagen, daß beyde vielmehr in umgekehrtem Verhältniß zu einander zu stehen pflegen, da selbst der vortreffliche Englische Zuschauer, den wir übrigens hier nicht des Vergleichs wegen anführen, nicht mehr als einige hundert Exemplare abgesetzt hat. Aus der Zusammenstellung mit dem Vorhergesagten ergibt sich aber, daß der Rezensent durch diese Bemerkung offenbar unserm Blatt hat Schaden zufügen wollen, Wir fragen also jeden Unbefangenen, ob dieß nicht Personalität sey, und stellen es dem Publikum anheim, wie man den nennen muß, der sich selbst desjenigen Vergehens schuldig macht, dessen er einen Dritten, ohne nur den Schein eines Grundes anzuführen, unrechtmäßigerweise beschuldigt.

Doch genug des Ernstes. Zur Belustigung unserer Leser, und um sie mit dem Scharfsinn dieses Kritikers näher bekannt zu machen, wollen wir noch einige seiner Urtheile ausziehen, die in derselben Uebersicht befindlich sind.

„Die Annalen der Oesterreichischen Literatur und Kunst,“ sagt dieser unparteyische Rezensent, „eine Zeitschrift, wie sie Oesterreich längst zu wünschen war, tragen kräftig und muthig dazu bey, das Schlechte zu unterdrücken, und das Gute empor zu heben. — Der Herausgeber, Herr Doctor Sartori, scheint diesem Blatte große Mühe zu widmen, und macht sich in dieeer Hinsicht allerdings um sein Land verdient.“

Es scheint, als wenn der Rezensent an diesem Herrn Sartori sehr warmen Antheil nähme, und es wirklich aufrichtig mit ihm meinte. Warum er aber nichts anders an ihm lobt, als daß er sich mit diesem Blatte viel Mühe gäbe, begreifen wir nicht, denn man kann ein sehr mühsamer Autor seyn, und doch nichts machen, was sich der Mühe lohnte. Wir wissen zwar, daß diese Annalen manche schätzbare Aufsätze enthalten; aber dessen ungeachtet kennen wir die besonderen Verdienste des Herrn Sartori noch nicht, jedoch versprechen wir, durch den Rezensenten aufmerksam gemacht, dem ersteren von jetzt an unsere ganze Aufmerksamkeit zu schenken, und von Zeit zu Zeit von seinen mühsamen Arbeiten Nachricht zu geben.

Der Vorwurf, den der Rezensent dem Herra Glas macht, daß er zuviel Kinderschriften schreibe, hat einigen Schein von Wahrheit; wenn man aber bedenkt, daß dieser einzige Schriftsteller nicht die Gabe hat, sich kurz zu fassen, daß ferner Kinder gern in vielen Büchern lesen, und Herr Glas vielleicht mit Ueberlegung etwas viel und gedehnt geschrieben hat, damit die Jugend sich mehr im Lesen als im Denken üben, und sich zugleich in den häuslichen Tugenden der Geduld und Standhaftigkeit frühzeitig befestigen kann: so finden wir diese Beschuldigung sehr schwach und unstatthaft, um so mehr da diese Schriften eigentlich nur von Kindern goutirt und beurtheilt werden können; und Herr Glas vielleicht der einzige Erwachsene bleiben wird, der sie gelesen hat.

Von den vaterländischen Blättern wird gesagt, „sie wären ein populäres Volksblatt, das sich die Achtung jedes Patrioten erwirbt; nur dürfte ihnen mehr Abwechslung, und hier und da ein Aufsatz belletristischen Inhalts für den Ganneu mancher Leser zu wünschen seyn.“ Man kann dem Verfasser nicht abstreiten, daß er im Loben wie im Tadeln gleich ungeschickt ist. Es heißt wenig, wenn man jener Zeitschrift nachrühmt, daß sie sich der Achtung der sogenannten Patrioten zu erfreuen hät-

te. Was gut ist, hat Anspruch auf den Beyfall aller Verständigen, sie mögen in Oesterreich oder anderswo geboren seyn. Die vaterländischen Blätter haben das Verdienst, daß sie die Vortzige und Merkwürdigkeiten der Oesterreichischen Provinzen zur Notiz des Publikums bringen, und indem sie den Oesterreicher mit seinem Vaterlande näher bekannt machen, seinem Patriotismus einen festen Grund zu geben bemüht sind. Bisher wurde über die Statistik des Oesterreichischen Kaiserstaates sehr oft ein nachtheiliges Stillschweigen beobachtet. Daß die vaterländischen Blätter diesen wichtigen Gegenstand zur Sprache bringen, verdiente auf eine würdigere Art, als sie der Verfasser der Uebersicht in seiner Gewalt hat, anerkannt zu werden. Die Bemerkung, daß dem Journal hier und da ein Aufsatz belletristischen Inhalts für den Gaumen mancher Leser zu wünschen seyn dürfte, ist abgeschmackt. Die vaterländischen Blätter verlangen nicht den Gaumen mancher Leser zu kitzeln, sondern haben den lobenswürdigen Zweck, nach der eigenen Erklärung des Herausgebers, Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde zu befördern.

Der Oesterreichische Plutarch wird ein NationaIwerk genannt, das der Oesterreicher, der Böhme, der Ungar, der Mährer,

mit gleich großem Interesse liest. Nach dieser unbehülftlichen Manier sich auszudrücken, sollte man beynabe glauben, daß in dem Oesterreichischen Plutarch Aufsätze in Ungarischer und Böhmischer Sprache enthalten wären.

Der Rezensent fährt in seiner Uebersicht der Oesterreichischen Literatur also fort:

„Die Briefe des jungen Eipeldauers und der Tullbinger Kösel gehen noch Arm in Arm durch viele Hände des Publikums, und die Zeitung für Theater, Musik und Poesie, so wie die Zeitung für die gebildete Welt sind wohl für Alles, nur nicht für gebildete Menschen geschrieben.“

Man muß gestehen, daß dieses Urtheil ganz der angeführten Plätter würdig ist, und in einem derselben an seinem rechten Place wäre. Freylich gehen die platten Späße des Eipeldauers durch viele Hände, aber ein Kreuzer hat dasselbe Verdienst. Der Einsall, daß die Zeitung für die sogenannte gebildete Welt für alles eher geschrieben sey, als für Gebildete, ist armseelig, und obendrein falsch, denn gerade den Ungebildeten ist sie am wenigsten anzurathen, weil diese dadurch noch alberner würden.

„Die Lebensakkorde des Frenherrn von Putzli,“ fährt der Rezensent fort, „waren

„bey ihrer Geburt schon dem Tode nahe, und
gingen bald den Weg des Fleisches.“

Wir geben dieß als ein Probbchen wie lose und schalkhaft unser Kritiker seyn kann, und wie sehr er sich vor dem Schaalen in Acht nimmt, ohne dabey im Grunde etwas sagen zu wollen.

Noch führen wir, statt aller übrigen, folgende Urtheile an.

„Unter den Taschenbüchern, die für das
Jahr 1809 gedruckt wurden, zeichnet sich das
Wiener Taschenbuch bey Degen durch
Geschmack, Eleganz und Schönheit,“ (nicht
des Inhalts, sondern) „der Auflage, wie
der Kupfer vortheilhaft aus. Es enthält eine
malterische Reise durch Griechenland.“

Auf dieselbe Art könnte man die Bücher
am leichtesten nach dem Druck und nach dem
Einband beurtheilen, und den Inhalt ganz
mit Stillschweigen übergehen.

Von dem Wiener Hoftheater Taschenbuch bemerkt der Rezensent bloß: „der
rühmlich bekannte Dichter von Collin habe
sich darin in einigen Aufsätzen ausgesprochen.“

Wie gut oder nicht gut der Herr von
Collin sich ausgesprochen habe, davon sagt
dieser gründliche Gelehrte wie gewöhnlich nichts.

Sum Beschluß theilen wir folgende Probe von der kunstverständigen Composition, und der Fertigkeit des Rezensenten im Schlüßemachen mit.

„Die Thaten und Charakterzüge der Oesterreichischen Feldherrn sind eine schlechte im veralteten Styl ohne Geschmack gemachte Compilation; aber in Rudtorfers Operation des Blasensteins zeigt sich chirurgische Technik von ihrer vorzüglichsten Seite.“

Dieser schöne Uebergang erinnert an das Sprichwort: gleichwie der Löwe ein grimmiges Thier ist, also müssen wir auch in der Gerechtigkeit wandeln.

Behüte der Himmel die Literatur jeder Nation vor einer solchen Uebersicht, und schenke dem Sonntagsblatt verständigere Beurtheiler!

Briefe von Herrn Fernow.

(Beschluß.)

R o m.

Es thut mir leid, daß ich hier keinen Einzigen habe, dem ich meine Untersuchungen zur Prüfung vorlegen kann, und daß ich alles nur mit meinen Augen ansehen kann, die natürlicher Weise oft stumpf für meine

Fehler werden. Ueberhaupt sind Italiens allmächtige Zauberkräfte doch nicht allmächtig genug mein ganzes Bewußtseyn so auszufüllen, daß ich nicht oft mit Sehnsucht über die Alpen zu meinen Freunden, die überall dort umhergesätet sind, hinüberfliegen sollte. Der Mensch ist dem Menschen doch immer am nächsten, nach diesem die Natur, und dann erst kommt die Kunst. Beide letzteren lassen hier nichts zu wünschen übrig. Roms Gegenden sind herrlich und groß, wie sie einer Weltbeherrscherin gebühren. Gegen Norden und Osten und Süden begränzen Berge die weite und große Ebene, in der Rom liegt, und gegen Westen begränzt sie das Meer. Gegen Norden liegt der waldige Cymenus, der in alten Zeiten, wegen seiner Raubheit, die Römer von ihrem Einfalle in Etrurien lange abhielt; und der durch Horaz verewigte Sorakte. Gegen Süden liegen die Pomptinischen Sümpfe und weiter östlich die schöne Gruppe der Gebirge von Latium und Albani, nach denen ich schon im spätem Herbst eine Excursion gemacht habe, die mich soentzückt hat, daß ich kaum den Frühling erwarten kann, um wieder auf einige Tage hinans zu eilen. Gegen Osten liegen die Sabingergebirge, deren Gipfel, jetzt, mit Schnee bedeckt, ein Miniaturbild der er-

habenen Schweizergebirge sind. — Die Menschen in und um Rom sind desto elender und erbärmlicher. Verworfen und niedrig vom Bettler, der sein Ungezieser auf den Stufen der Palläste abschüttelt bis zu dem Principe der drinnen wohnt. Wo sonst auf dem forum romanum das römische Volk über das Schicksal der Welt entschied, da treibt jetzt der fra porcaro von dem Klostergute Schweine auf dem campo vaccino zum Verkaufe. — Man muß Rom von einem hohen Standpuncte betrachten, wo man sein elendes Detaille nicht erkennen kann, wenn man große Eindrücke haben will.

Ein gewisser E. der zu meiner Zeit auch in Jena gewesen ist, der liederlich war, nichts gelernt hatte, nichts that und hernach arm und abgerissen nach Frankfurt kam, ist jetzt hier in Rom; kommt herrlich equipirt aus Holland mit 2000 fl. jährlichen Gehalt, reist und lebt a Mylordo und will die Kunst studieren. Es wird aber heym bloßen Willen bleiben. Lustig ist es, daß dieser Mensch, Gott weiß durch welchen Zufall, Kants Kritik der praktischen Vernunft mit sich führte, die noch un a u s g e s c h n i t t e n war, und so hatte dieser E. das Verdienst einer Laterne, die ein Licht in sich trägt, das ihr selbst nicht leuchtet.

Ich werde hier bleiben, so lange ich kann, und auf Mittel denken, sobald als möglich mich von aller Unterstützung unabhängig zu machen und meinen Unterhalt selbst zu erwerben; unter acht bis zehn Jahren möchte ich Italien nicht gerne wieder verlassen. Wenn mein Glückstern günstig ist, so mache ich in Jahr und Tag eine Reise nach Sicilien mit Freund Carstens; denn dieß ist jetzt, nächst dem Wunsche lange in Rom zu bleiben, mein Lieblingstraum. Wann hört der Mensch auf zu wünschen? Aber ich bescheide mich auch wieder, wenn meine Wünsche zu Wasser werden.

Fortgesetzte Nachrichten

des Frag und Kundschafts - Amtes
für gebildete Stände.

Öeffentlicher Dank.

Herr Johann Stark, Hufschmidt in Heiligenstadt, hat mich von den heftigsten Zahnschmerzen bejreyet — auf eine Art, und

mit einer Uneigennützigkeit, die meine innigste Dankbarkeit erheischen, und mich auffordern, seine wohlthätige Hand öffentlich zu rühmen. Ueber eine Stunde zog mich dieser Menschenfreund unverdroßen in der ganzen Stube beym Zahn herum, so daß wir beyde von Schweiß triefen. Endlich gelang es ihm, und siehe da, es war ein gesunder Zahn. Nach einer kleinen Erholung, kaum daß er eine halbe Maas Wein trinken konnte, hat er mit eben dem Eifer und Unverdroßenheit den zweyten Zahn errißen, und binnen einer halben Stunde, nebey er mehreremahle ausruhete, und wieder ansetzen mußte, den schlechten Zahn zu meinem größten Vergnügen glücklich herausgebracht. Dieser eben so geschickte, als unermüdete Mann hat für diese Mühe und wahre Kosarbeit nicht mehr von mir verlangt, als zwey Sechserl. Ich finde mich verpflichtet, die edle Handlung dieses hülfreichen Mannes um so mehr öffentlich bekannt zu machen, da ich vor zwey Jahren dem Barbier Franz einen halben Gulden habe zahlen müssen, ob er gleich sich weiter keine Mühe mit mir gegeben, und den Zahn augenblicklich herausgezogen hat. X.

Heirathsantrag.

So auffallend und gewagt es auch ist, sich durch ein Wochenblatt verheirathen zu wollen, so kann ich doch verschiedene ausländische sowohl, als einheimische Vorgänger zu meiner Entschuldigung anführen, ja sogar, daß eine Dame erst kürzlich sich öffentlich hat ausgespielen lassen. Ob ich mich nun gleich für keine Ehestandsniete halte, so bin ich doch weit entfernt, die Wahl meiner Gattin dem bloßen Zufall zu überlassen, vielmehr wünsche ich aus meiner beschränkten Sphäre hervortreten, und eine Heerschau und Musterung über alle noch freye Europäerinnen anstellen zu können, um dann die erwählte Perle unter den Jungfrauen, oder die Krone der Wittwen, im Triumph in das Innere meines Hauses einzuführen. Darum ergreife ich einen vielleicht sonderbar scheinenden Weg, und sende diesen öffentlichen Antrag in die Welt, als einen Liebesbrief ohne Adresse, worin ich meine Forderungen und Wünsche bekannt mache, und zugleich als eine Art von Steckbrief, da ich mich selbst darinn nach dem Leben schildern werde.

Ich fange mit den Eigenschaften an, die meine künftige Frau nicht haben darf, und schließe zuerst alle Frauenzimmer von der Bewerbung um meine Hand aus, die im Punct der Gelehrsamkeit etwas mehr gethan haben, als nöthig ist, einen Wäschzettel zu unterschreiben, oder die sich auf eine andere Kunst gelegt haben, als auf die Kochkunst. Da ich mich selbst ein wenig mit der Literatur abgebe, so möchten zwey Autoren in derselben Haushaltung sich so gut vertragen, wie zwey Degen in einer Scheide. Darum wünschte ich aber doch, sie hätte einige Lectüre damit sie zur rechten Zeit ein Wort drein reden kann, und besäße Einsicht gerug, um mein höheres Einsehen anzuerkennen. Am liebsten wäre es mir, einen gesunden Hausverstand bey ihr zu finden, der sich nicht über seine Grenzen versteigt, und wenn sie einen leichten Witz zeigte ohne Stachel, und muntere Laune, ohne launisch zu seyn. Was die Gaben des Gemüths betrifft, so muß sie sanft seyn, denn Saufmuth ist die erste Tugend eines Weibes, und gutthätig aber nicht freygebig, denn letzteres könnte zu weit führen. Von dem Geist des Widerspruchs, der den Weibern eingepflanzt seyn soll, mag sie nur soviel haben, als zur

Würze des Lebens dienlich ist. Die Groß-
 muth und andere heroische Tugenden will ich
 hier großmüthig übergehen, weil man nur sel-
 ten Gelegenheit hat, sie auszuüben. Ungerat-
 sähe ich es, wenn sie etwas medisant wä-
 re, doch, da sie keine Gesellschaft sehen wird,
 außer wo ich dabey bin, so wird dieser Hang
 aus Mangel an Nahrung bald ersticken. Von
 der Liebe wünschte ich sehr, daß sie keine
 recht klare Idee hätte, denn dazu ist es nach
 der Heirath noch immer Zeit, und vielleicht
 liebt man sich am meisten, wenn man von der
 Liebe am wenigsten weiß. In diesem Fall wä-
 re ich auch vor der häßlichen Eifersucht sicher,
 die aus einem heftigen, leidenschaftlichen Ge-
 müth, oder aus übertriebener Selbstliebe zu
 entstehen pflegt. Da ich selbst dieser schwarz-
 galligen Krankheit unterworfen bin, so wäre
 es gut, wenn meine Zukünftige die natürliche
 Neigung zu gefallen nicht bis zur Kokette-
 rie triebe, und sich dazu keiner andern Mittel
 bediente, als die der gute Ton vorschreibt, und
 die sich ungesucht einer feinen Frau von selbst
 darbieten. Was das Aeußere anlangt, so ist
 es nicht unbillig, zu verlangen, daß eine Frau,
 die man täglich sehen muß, und für welche
 man jeder andern entsagen soll, so hübsch sey

als nur möglich. Doch ist weder der Reiz der Jugend, noch die Gewalt der Schönheit fesselnd genug, wenn eine Frau nicht mit diesen Vorzügen die größte Sorgfalt für ihre Person verbindet, oder wenn sie sich ihrem Mann je anders zeigt, als wie er sie als Liebhaber gesehen hat. Zum Schluß meiner Forderungen und Wünsche führe ich nur noch an, daß es einer mit allen diesen Gaben und Vorzügen ausgeschmückten Person nicht schaden würde, wenn sie ein hübsches Vermögen besäße, denn die Bedürfnisse eines Hausstandes sind so sehr gestiegen, daß der Mann nicht immer zu allem Rath schaffen kann.

Im Fall sich eine junge, muntere Wittwe mit mir in Tractaten einlassen wollte, so fielen natürlich einige prätendirte Artikel weg, dagegen würde ich es zur Bedingung machen, daß ihr voriger Gemahl, da sie ihn heirathete, nicht weniger als 50 Jahre alt gewesen seyn muß, und daß sie beehuert, wo möglich nie seiner gegen mich zu erwähnen.

Ich komme nun zu meinem eigenen Contersey, und bedauere nur, wenn es nicht sehr reizend ansfallen sollte. Ich bin nicht alt, aber auch nicht jung, nicht eben häßlich, war aber auch leider nie hübsch. Im Puncte des Verstandes bin ich gerade so gescheidt, um zu se-

hen, wo es mir fehlt, ohne darum viel weiter zu kommen. Was meine übrigen Eigenschaften betrifft, so habe ich schon einige davon angegeben: ich bin nämlich ziemlich mißtrauisch und eifersüchtig, woraus Einsichtsvolle leicht schließen werden, daß ich einige Erfahrung haben muß, denn man sucht Niemand hinter der Thüre, außer man habe selbst schon dahinter gesteckt. Zu diesen Untugenden kommt noch, daß ich heftig und aufbrausend bin, jedoch ohne darum grob oder brutal zu werden. Gegen Lob bin ich gleichgültig, aber sehr empfindlich gegen jeden Tadel. Ich habe nichts Bösertiges oder Uebelwollendes in mir, aber ich opfere mich sehr ungern auf. Meine Laune ist meistens lustig, bisweilen auch mürrisch, aber ohne Laune sieht man mich nie. Wenn ich recht ärgerlich bin, so werde ich wieder spaßhaft, und jede Kleinigkeit reicht hin, mich aufzubeitern. Ich weiß nicht, ob ich es zu meinen Tugenden oder Untugenden rechnen soll, daß ich für einen sehr warmen Verehrer des schönen Geschlechts gelte, und sogar Vergnügen daran fände, mich von einer Schönen despotisiren zu lassen, so entschieden ich sonst meine Unabhängigkeit gegen alle Männer zu behaupten weiß. Ja, ich bekenne sogar, daß ich einige

Anlage zu einem Siemandel habe, wenn eine Frau mich klug zu behandeln wüßte. Doch dieß nur sub rosa. Ich könnte noch Vieles von mir anführen, aber es fragt sich sehr, ob es mehr für, als wider mich sprechen würde. Nur das muß ich noch hinzusetzen, daß meine Vermögensumstände keineswegs brilliant, und meine Aussichten wenig günstig sind.

Sollte sich demungeachtet ein mit allen oben beschriebenen Vorzügen reichlich begabtes und gleich einem Tugendspiegel strahlendes Frauenzimmer entschließen können, mit mir eine Mesalliance schließen zu wollen, so beliebe man sich deshalb mit porto freyen Briefen an das Frag und Kundschaftsamt für gebildete Stände allhier zu wenden, worauf ich sogleich selbst antworten, und auf Verlangen mein Portrait oder auch nur meine Silhouette meiner zukünftigen Gebieterin beylegen werde.

Aufforderung

an den

Herausgeber des Freymüthigen.

Unterzeichneter fordert, als Mitherausgeber des Sonntagsblattes, und im Rahmen der übrigen Theilhaber dieser Wochenschrift, den Herausgeber des Freymüthigen, August Kuhn auf, den Einsender des in No. 17. dieses Blattes enthaltenen, durchaus unwahren und ehrenrührigen Aufsatzes über die Herausgeber des Sonntagsblattes öffentlich zu nennen, indem wir denselben als einen boshaften Verläumder und Injurianten vor Gericht zu belangen uns veranlaßt sehen; sollte jedoch gedachter August Kuhn diesem gerechten Begehren nicht in kurzem entsprechen, so erkläre ich hiermit, daß in diesem Fall der Schimpf eines Verläumders auf ihm selbst, als Herausgeber, haften bleibt, und wir uns alsobald von ihm Genugthuung zu verschaffen wissen werden.

Wien den 18. Februar 1809.

Ludwig Wieland.